



Abend-

Zeitung.

20.

Dienstag, am 1. Februar 1820.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.  
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell).

### Dalinde von Linsingen.

(Fortsetzung.)

Ein ausführlicher Briefwechsel erhielt indessen beiden Freundinnen eine Gemeinschaft des Daseyns, die ihre Liebe lebendig erhielt. Dalindens Leben blieb sanft und ungetrübt im einförmigen Wechsel von Fleiß und Erholung, und Karolinens Briefe schilderten ihr in all' dem Glanz jugendlicher Lebensfrische den Kreis von Festen und Ergötzlichkeiten, der ihr Leben einschloß, ohne die Sehnsucht nach ähnlichen Freuden in ihr zu wecken. In diesem Zeitpunkte ward Emilie durch einen Besuch ihres Schwestersohnes, des Herrn v. Grell, überrascht. Seit so vielen Jahren hatte sie die Heimath verlassen, die ihr, der schönste Schatz des Menschenherzens, die Erinnerung an eine schuldlöse, frohe Kindheit bewahrte; der junge Mann rief durch seine Erzählungen, durch die Grüße, die er ihr brachte, alle diese schönen Jugendbilder in ihr wach, und ihre Freude über seinen Besuch war so rührend, so liebevoll, daß der Better dadurch allein schon Dalindens Wohlwollen gewonnen haben würde. Allein der junge Mann war auch noch geistreich, unterhaltend und talentvoll; Dalinde erkannte alle seine Vorzüge mit schwesterlichem Wohlwollen und freundlicher, aber durchaus unbefangener Zuneigung. Einen desto biederem Eindruck machten ihre Reize auf den jungen Mann; er fühlte, wie

glücklich ihn ihr Besitz als Gattin machen werde, allein er kannte seine Aeltern, für die es nur Einen Maßstab zur Würdigung aller Verdienste gab: Geld, und nur Geld. Besonnen genug, um seine Neigung für Dalinde zu bekämpfen, ehe sie Leidenschaft wurde, war er doch in den Briefen an seine Aeltern ein so warmer Lobredner ihrer Liebendwürdigkeit, daß diese, dadurch beunruhigt, ihm einen Auftrag gaben, der seine Abreise von Preß beschleunigte. Er gehorchte, und bald verbleichte in seiner, für neue Eindrücke sehr empfänglichen Phantasie das Bild seines holden Nümmchens, doch blieb seine Gegenwart in Preß nicht ohne Einfluß auf ihr Schicksal, denn das Gerüde, zu dem in einem so kleinen Städtchen, die Anwesenheit eines jungen Mannes, und seine sichtliche Beflissenheit, Dalindens Gunst zu erwerben, Anlaß gab, brachte den alten Baron Linsingen auf den Gedanken, daß Dalinde eine recht gute Frau für sein Söhnchen seyn würde. Er schätzte Emilie, er liebte Dalinde, vielleicht nur aus Gewohnheit, da sie fast die einzigen weiblichen Wesen waren, die ihn zuweilen besuchten, und die Verträglichkeit, die immer zwischen Dalinde und dem jungen Linsingen geherrscht hatte, weil sich dieser letztere sehr wohl befand, wenn sie ihm die Mühe abnahm, ein Spiel zu ersinnen, oder einen Entschluß zu fassen, galt ihm für Beweis ihrer gegenseitigen Neigung. Des Schwagers Werbung um Dalinde überraschte Emilien, allein sie

glaubte sie beachten zu müssen. Ein inneres, untrügliches Gefühl des leisen Verschwindens ihrer Lebenskraft hatte sie seit einem Jahre auf die Trennung von dem geliebten Kinde vorbereitet, und herzerreißend war ihre Sorge für Dalindens Zukunft, da sie das 17jährige Mädchen ohne Vermögen, ohne Schutz, ohne irgend eine Aussicht auf Versorgung zurücklassen mußte. Freilich entsprach der junge Linsingen in keiner Art den Forderungen, die sie an den Charakter, den Geist und das Herz des künftigen Gatten ihrer Tochter bei einer größeren Freiheit der Wahl gemacht haben würde, allein er war gutmüthig und wohlhabend, Dalindens Herz frei — sie glaubte sich wenigstens verpflichtet, diese auf die Möglichkeit ihrer baldigen Trennung und auf den strengen Ernst, mit dem das Schicksal das Leben eines armen Mädchens gebunden hält, aufmerksam zu machen. Der weiche, liebevolle Ton, mit dem sie Dalinden eine wichtige Unterredung ankündigte, hatte diese gerührt; doch mußte sie, trotz der Thränen in ihren Augen, lachen, als sie erfuhr, der Oheim wolle sie mit seinem flachshaarigen, bengelhaften, höchst unwissenden Sohne verheirathen. Ich bitte Dich, liebste Dalinde, nahm ihre Mutter wieder das Wort: überlege Dir die Sache ernst; sie ist zu wichtig, um gleich im ersten Augenblicke so verwerfend entschieden zu werden. Denke an das Loos, was Dir bevorsteht, wenn Du nach meinem Tode von der Gnade Deiner Verwandten leben sollst. Auf die Unterstützung Deines Onkels darfst Du nicht hoffen, sobald Du ihn in seinem Herzblatte, dem Sohne, durch eine abschlägige Antwort kränkest. Meine Schwester hat mir zwar früher oft in ihren Briefen gelobt, nach meinem Tode Mutterstelle bei Dir vertreten zu wollen; so wie aber jetzt der Augenblick zur Erfüllung ihres Versprechens näher zu kommen scheint, wird der Ton ihrer Briefe lauer und ihre Anerbietungen und Verheißungen zweideutiger. Wirfst Du die Kälte Deiner Verwandten, wirfst Du ihre Herzlosigkeit ertragen können, mein Kind? Und sichert Dich irgend etwas vor der Nothwendigkeit nach meinem Tode, in einem fremden Hause das Brod verdienen zu müssen, das Deine Verwandten Dir vielleicht zu reichen verweigern werden? — Heißwehend warf sich hier Dalinde in ihre Arme, doch war es nicht der Gedanke an ihre Zukunft, der sie so unaussprechlich betrübte, sondern einzig das herzerreißende Vorgefühl der Trennung von der geliebten Mutter. Sobald Beide sich wieder zu ruhi-

ger Fassung gesammelt hatten, erklärte Dalinde, sie sey fast überzeugt, daß Gottes Vaterliebe ihr in der Zukunft nicht die Mittel versagen werde, ihr Daseyn für Andere so nützlich zu machen, daß das Gefühl dieser Thätigkeit sie auch in der abhängigsten Lage schützen werde, ihren Geist durch diese niedergedrückt und ihre Seele durch sie entadelt zu fühlen. Dagegen erscheine es ihr als unausweichlicher geistiger Selbstmord, sich mit einem Manne zu verbinden, den sie so wenig lieben, als achten könne, und an dessen Hand sie sich ein tadelloses Daseyn nur durch die gewaltsamste Bekämpfung aller zarten Weiblichkeit, die sich ja auf das Bedürfnis einer Stütze gründe, erhalten könne. Gott ist ja stets, schloß sie: ein so gütiger, liebevoller Vater gegen mich gewesen; vielleicht prüft er mich in der Zukunft, doch verlassen wird er mich gewiß nicht, wenn ich fromm und gut bleibe, und der Segen meiner frommen Herzensmutter mich durch's Leben begleitet. — Emilie ehrte diese Sinnesweise ihrer Tochter; sie schrieb noch an demselben Tage an ihren Schwager und kleidete Dalindens Nein so freundlich und schonend ein, wie sich ein solches Wörtchen nur immer einkleiden läßt; allein der alte Herr wurde nichts desto weniger empfindlich und maulte so ernstlich mit Mutter und Tochter, daß selbst die Nachricht, seine Schwägerin sei bettlägerig krank, ihn nicht dahin brachte, sie zu besuchen.

Emiliums Todesahnung hatte sie nicht getäuscht; eine schnelle Verzebrung führte sie mit raschen Schritten dem Grabe zu. Dalindens erste Prüfung war eine herbe, ach! die schmerzreichste, die es für ein weibliches, liebendes Herz hienieden giebt. Mag gleich der Sohn die Mutter noch so zärtlich lieben; sein Daseyn gewinnt doch gleich beim ersten Eintritt in die Welt eine eigne Wurzel, aber das Daseyn einer noch im Aelternhause lebenden Tochter ist mit dem Daseyn ihrer Mutter nur ein Daseyn. Ein ruhig, frohes Jugendleben, wie Dalinde es bis jetzt gelebt hatte, bietet keine Gelegenheit, die Kraft der Seele zu entfalten; allein jetzt, am Krankenbette der Mutter, zersprengte der Schmerz die Hülle, in der Dalindens Tugenden, wie Blumen in der Knospe, geruht hatten, und sie entwickelte, bei einer seltenen Innigkeit der Liebe und einer noch feltneren Tiefe des Gefühls, eine hohe Kraft des stillen Duldens und der frommen, flaglosen Ergebung in die Fügungen der Vorsehung. Emilie starb in den Armen ihrer

Tochter — ihr letzter Lebenshauch war Segen und Gebet für sie.

Jetzt erst erschien der Onkel, um für die Beer- digung seiner Schwägerin zu sorgen und Dalinden sein Haus zum künftigen Aufenthalt anzubieten; allein sie glaubte das Anerbieten des würdigen Pre- digers vorziehen zu müssen, der in seiner Wohnung für sie ein Stübchen hatte bereiten lassen. Gleich nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie an ihre Tante Grell geschrieben, und die Antwort derselben wollte sie abwarten, ehe sie einen Plan für ihr künf- tiges Leben entwarf. Frau von Grell zögerte mit ihrer Antwort; dafür aber erhielt Dalinde einen Brief von Karolinen, mit einer Einlage des Gene- rals, worin Beide sie auf das herzlichste und drin- gendste einluden, nach Wien zu kommen und dort als Karolinen's Schwester bei ihnen zu leben. Da- linde fühlte tief den Werth dieses Anerbietens, al- lein sie hatte am Sterbebette der geliebten Mutter eine zu ernste Würdigung des Lebens gewonnen, um sich jetzt nicht die Frage vorzulegen, ob die Theilnahme an allen Freuden und Vorzügen von Karolinen's Lage sie nicht verleiten werde, die An- sprüche, zu denen diese berechtigt sey, gleichfalls zu theilen und sich dadurch vielleicht bei einem Wech- sel des Schicksals die Kraft zu rauben, in deren Besitz sie sich jetzt fühlte und die sie, durch ihren tiefen Schmerz, von allen eitlen Rücksichten geläu- tert, mit dem Gedanken versöhnt hatte, dienen und von andern abhängig seyn zu müssen. Schon jetzt, in einem Zirkel von Menschen lebend, auf deren Wohlwollen ihr die vielsährigen Bande eines freund- schaftlich geselligen Umganges Rechte gaben, emp- fand sie doch schon den Wechsel ihrer Lage, da fast alle ihr, statt wahrer Theilnahme, ein Mitlei- den zeigten, das nur demüthigen, nicht trösten konnte. Jetzt erhielt sie auch von ihrer Tante Ant- wort. Sie schrieb der verwaiseten Nichte, daß sie ihr, der Mutter gegebenes Wort, sie zu sich nehmen zu wollen, nicht erfüllen könne, weil ihr Sohn eine Neigung für sie gefaßt habe, die bei ihrem Anblick leicht wieder erwachen könne und die zu nichts Gu- tem führen würde, da er schon mit einem andern, sehr reichen Mädchen verlobt sey; dagegen ermahn- te sie Dalinde, alles anzubieten, um den Wetter- Linsingen zur Erneuerung seines Antrages zu be- wegen; es sey ihr unbegreiflich, wie ihre selige Schwester, die doch sonst eine ganz vernünftige Frau gewesen sey, nicht mit beiden Händen zuge-

griffen habe, um eine so reiche und schöne Versor- gung für Dalinde fest zu halten. Sollte sich diese Thorheit nicht wieder gut machen lassen, so rathe sie Dalinden, sich in Holstein, wo sie doch nun einmal bekannt sey, nach einer Stelle als Gesell- schafterin umzusehen, weil es, so lange man jung und gesund sey, nicht ziemlich sey, von der Unter- stützung seiner Verwandten allein leben zu wollen. — Die bittere Empfindung, die dieser lieblose Brief in Dalinden's Seele goß, und der Rath ihres vä- terlichen Freundes, des würdigen Pfarrherrn, ent- schieden ihr Schicksal; sie nahm Karolinen's Aner- bieten an, und der General sandte seinen alten zuverlässigen Kammerdiener, sie auf der Reise nach Wien zu begleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Einige Charakterzüge Friedrich's des Einzigen.

Von einem Manne, der viel um seine Person war.

Als Pilâtre de Rozier und Romain mit dem Luftball verunglückten, sagte Friedrich der Ein- zige: „Schon längst haben sich die Engländer des Meeres bemächtigt, wir Andern befinden uns ganz leidlich auf der Erde, den Franzosen bleibt daher nichts übrig, als in der Luft zu schweben.“

Der bekannte Freiherr v. Pöllnitz schrieb an den König: „Er sey so arm, daß er nicht einmal Fleisch essen könnte.“ Friedrich schickte ihm ei- nen wohlgeschmückten Ochsen, den er durch 8 Reit- knechte führen ließ, mit den Worten: „Nun könne Er sich satt Fleisch essen, und auch Bouillon dazu trinken.“

Friedrich war sehr gefühlvoll. Einige Jahre vor seinem Ende sprach er mit dem Major, nach- herigen General von Röchel, und erwähnte ei- nes glücklichen Vorfalles vom General v. Winter- feld im siebenjährigen Kriege. „Ja,“ sagte der König: „das that mein würdiger General Win- terfeld!“ — Er drehete sich um, verbarg eine Thräne und fuhr fort: „Das war gar ein braver Mann.“

Beim Flötenspielen konnte man an seinen Ge- sichtsmuskeln bemerken, welchen Eindruck schöne Pas- sagen auf ihn machten,

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Raphael, und: Das Taschenbuch.  
(Beschluß.)

Mad. Schirmer ist eine eben so reizende, als zartfühlende und fein darstellende Cäcilia. Sie hatte ihr doppeltes Costüm mit dem Blick einer Kennerin geordnet, und besonders die idealisirte Drapirung zum Modell der heiligen Cäcilia sehr malerisch geschaffen. Verständig war der Leibrock nicht aus steifem Goldstoff, sondern bloß durch Stickerei in ein goldnes Gewand verwandelt. Wer über die Perlenschnur in den geflochtenen Haar kritteln wollte, müßte auch die Leier mit der Harfe vertauschen. Es soll ja nur eine Cäcilia im Allgemeinen, nicht die bestimmte von Bologna, wovon wir auf unserer Gallerie die herrliche, fast gleichzeitige Copie besitzen, vorgestellt werden. Und dann hatte unsre Künstlerin an diesem Abende auch noch eine zweite Rolle zu spielen! Wie ausdrucksvoll stand sie als Modell mit dem himmelwärts gerichteten Blick. Doch dieser plastische Reiz war nur die äußere Erscheinung. Die Anmuth ihrer Bewegungen und die Seele, die den Vortrag, wie das Mienenspiel durchdrang, vollendete die Aufgabe, die heftigste Liebesgluth, durch zarte Jungfräulichkeit gemäßigt, in natürlicher Grazie darzustellen. Wie malerisch war ihr Ton am Schlusse des Verses: „Die Worte sind so wahr, doch sind sie auch so kalt.“ Gern wollen wir den Tact der Künstlerin darin ehren, daß sie Verse, wie etwa der ist: „Bald schwang der Sensenmann die Hippe über ihn“, die in dieser Situation, in der Schilderung der am Todtenbette des Vaters weinenden Tochter, mit Nachdruck gesprochen, eine wahrhaft komische Wirkung thun müßten, so wenig als möglich betonte und fast ganz fallen ließ. — Hr. Seyer, in der Rolle des wackeren Fürsten Chigi, hätte sich als denkender Künstler, wie wir ihn kennen, hier und da ähnlichen Dank verdienen können. Für fürstlichen Scherz ist hier manches fast zu derb. Man glaubt eher an der Donau, als an der Tiber zu seyn. Doch giebt es auch einige Großmuthszenen, in welchen wir lieber weniger kräftige Declamation, als ein falsches Pathos vernehmen möchten, worin natürlich dieser Chigi, dessen Costüm auch mit vieler Einsicht gewählt war, sein richtiges Gefühl bewahrte. Am besten gelang ihm der kleine reflectirende Monolog gleich anfangs in der dritten Scene.

Als Eduard von Mildau trat an diesem Abende Herr Becker noch in Kogebue's Taschenbuch auf. Leicht konnte er den wahren Künstler, der diese Rolle bei uns spielt, an blühender Frischeit und an jener Anmuth, die nur die Jugend verleiht, übertreffen. Aber Hr. Julius spielte sie mit unübertroffener Wahrheit. Der Charakter steht vor uns. Es wäre unfreundlich und doch nur zum Theil wahr, wenn wir dem, was allzustrenge Beurtheiler sagten, er sei auch hier noch in einigen pathetischen Scenen etwas vom Raphael gewesen, ganz beistimmen wollten. Es wird ihm gewiß, doch mit Anstrengung, gelingen, ganz Herr des leichten Conversationstons zu werden. Dieß summe Zuspiel, der Reflectirspiegel im Gesicht, wie es Iffland nannte, muß noch weit lebendiger werden. Doch gelangen ihm einige leidenschaftliche Stellen, die auch mit lautem Beifalle erkannt wurden, z. B. die Scene,

wo ihn Amalie mit Abscheu zurückweist, sehr gut, und der Ausdruck im Gesicht, womit er die falsche Aussage that, war unverbesserlich. Nur für die Zeichnung des tiefen Schmerzes möchte sein Mienenspiel nicht zureichen. Der arme Mildau, nur von den Wohlthaten seines großmüthigen Pflegervaters lebend, woher mag er wohl die, auf fleischfarbener Seide durchschimmernden, zart durchbrochenen, ganz neumodischen, schwarzen Strümpfe bekommen haben, die die Pariser Galanterie-Kunst uns nur erst seit wenigen Monden aus ihrem Modetempel zusandte? Schmücken muß sich der jugendliche Liebhaber, vor allem auf der Bühne. Auch ist das Zuviel hier überall das Verzeihliche. Wenn es denn aber doch zuviel ist, wenn es der Situation und dem Charakter der Rolle so ganz widerspricht, auf Unwesentliches ableitet? — Mad. Hartwig ergözte, wie immer, durch ihr wahrhaft komisches Dossenspiel. — Mad. Schirmer spielte mit Gefühl und Würde. Ihr Niederstürzen am Schlusse, wo sie dem Eduard Gerugthuung giebt, war ein Blitz und wirkte elektrisch in die Hände der, heute sehr zahlreich versammelten, Zuschauer.

Böttiger.

Mittwoch und Donnerstag, den 19. u. 20. Januar: Wallenstein's Tod, Trauersp. v. Schiller. Mittwoch die ersten vier Acte, Donnerstag die letzten zwei Acte. Max Piccolomini, als letztes Gastspiel, Herr Becker.

Schiller selbst kam wegen der Aufführung des Wallensteinischen Oeclus mehrmals in große Bedrängniß. Er hat die zehn Acte, aus welchen das Ganze gewebt ist, zweimal für's Bühnenspiel verkürzt. Und doch ist's dahin gekommen, daß auf den ersten Bühnen Deutschlands gewöhnlich nur die letzten drei Acte aus Wallenstein's Tod aufgeführt wurden, welche auch den ganzen Abend ausfüllen. Wir haben früher der hiesigen, keinen Versuch sehenden, Direction unsern Dank dafür gebracht, daß wir in drei Abenden nach einander den ganzen Wallensteinischen Dramenkreis ohne wesentliche Auslassung sahen. Dann aber dauerte Wallenstein's Tod fast vier Stunden. Die eifrigste Schaulust erschlafft. Denn auch hier heißt es: „nur der Geist ist willig!“ Und doch sind gerade die letzten 2 Acte das meisterhafteste des Meisters. Max, Thekla mit der Mutter, die einzigen Schuldlosen, trennen ihr Loos von dem geächteten Haupte und seinen Mitschuldigen. Die Zugbrücke ist hinter ihm gefallen. Buttler, sein schwarzer Genius, umgarnt ihn mit fest umstrickenden Todesnetzen, enger und enger sie zusammenziehend. Diese letzten Scenen sind ächt äschyleisch. Jeder Zutritt bringt neues dämonisches Grausen, das bei der Uebergabe der Schlüssel nur seinen höchsten Gipfel erreicht und mit einem herzzersehrenden Sarcasmus: „dem Fürsten Piccolomini!“ endet. Da sieht die Nemesis graufig, riesenhaft, wie die Homerische Eris, vor uns. Wie so wenig ist doch dieser Ausgang, dem wir kaum einen an die Seite zu setzen wissen, nach Gebühr gewürdigt und verstanden worden! Wie oft ist er an Ermattung der Schauspieler, wie der Zuschauer, gestorben. Dank also unserer Direction, die dießmal sich durch keine Rücksicht abhalten ließ und sehr verständig theilte. Schiller selbst hat dieser Dichtung höchst erwünscht vorgearbeitet.

(Die Fortsetzung folgt.)